

# A r h i v e l e r .

Beiblatt zur Siebenbürgischen Zeitschrift für Handel, Gewerbe  
und Landwirtschaft.

I. Jahrg. { Die Siebenb. Zeitschrift kostet mit dem Beiblatt ganzjährig 6 fl. 5. W. } Nr. 18.  
" " ohne das Beiblatt 4 fl. " "  
Mit Postversendung 6 fl. 60 kr. oder 4 fl. 60 kr. 5. W. }

## Die Dorfschule.

(Fortsetzung.)

Der sächsische Bauer lebt auf seinem freien Grund und Boden durchaus im Bewußtsein der Unabhängigkeit; dieses Bewußtsein erfüllt ihn mit einem starken Selbstvertrauen, ja nicht selten mit Stolz; er weiß, daß der ihm vorgesezte, politische Beamte von der Gunst oder Ungunst eines höher Gestellten, nach dem alten Sachenrechte aber von der Wahl der Volksvertretung abhängig ist, und daß durch eine Unbeliebtheit nicht selten seine ganze Existenz in Frage gestellt werden kann; aber er, der Bauer, hat gegen jede persönliche Gunst oder Ungunst, durch welche die Sterne und Orden über ihm steigen und sinken, stets einen festen Widerpart in seinem freien Grundbesitze, hier ist er unantastbar, seine Existenz sicher, über seine Felder stürmt das Heer des Feindes, es zertrümmert ihm die Erndte, aber die Erde läßt es ihm liegen, er kann daher gewissermaßen den äußeren Mächten trotzen. Noch selbstbewußter steht er seiner geistlichen Obrigkeit gegenüber, er hat das Patronatsrecht über seine Kirche; er wählt sich seinen Pfarrer, seinen Schulmeister selber und von dieser Seite trägt er am allerwenigsten ein herrschsüchtiges Maßregeln seiner Gewohnheiten und seiner überlieferten Lebensweise. Unser Pfarrer nun hatte bei seinem energischen Wesen immer nur die höhere, überall durchgreifende Seelsorge und geistige Vereblung seiner Gemeinde im Auge, er suchte Alles maßgebend von Außen hereinzubringen, auf das spezifisch Individuelle seiner Bauern ließ er sich gar nicht ein. Man begreift, daß unter solchen Verhältnissen die Stellung eines Pfarrers, wenn er seine Behäbigkeit nicht durch Gleichgiltigkeit gegen die hohen Aufgaben seines Berufes erkaufen will, die schwierigste von der Welt ist; er kommt leicht in die Lage, daß er da, wo er Etwas leisten will, sich um die Liebe und das Zutrauen des gemeinen Volkes bringt, unter dem er nun einmal leben muß. Und so ging es dem Manne, der hier vor uns steht.

Die Adjuvanten hielten sich heute schein vor dem Pfarrer zurück, denn er hatte ihnen unlängst das an Sonntagsnachmittagen so beliebte Regel- und Kartenspiel in der Schule und deren Umgebung auf das strengste untersagt; es war ihnen dadurch ein altgewohntes Vergnügen, das überdies nicht auf Gewinnst, sondern nur auf Unterhaltung zielte, entziffen worden, und da sie ja mit ihrer Musik der Kirche umsonst zu dienen glaubten, waren sie mürrisch

und verstimmt, und weil der Schulmeister auch in dieser Maßregel mit dem Pfarrer im besten Einvernehmen war, kamen sie Sonntags nur noch halbgezwungen in die Kirche. Ja, wer hätte ihnen etwas anhaben können, wenn sie jetzt augenblicklich, indeß die Pfarrerin tanzte, ihre Instrumente bei Seite geworfen hätten? — Es war zwar noch Alles ruhig, aber hin und wieder gährten die Gemüther im Stillen.

Nach dem Ehrentanze mit der Pfarrerin trat der Candidat auch vor Minna und forderte sie zum Walzer auf; rasch nahm diese ihren Strohhut mit dem grünen Bande vom Haupte und übergab ihn zusammt dem Shawle der Großmutter. Indeß sie tanzte, flatterten die zwei breiten, rothen Schleifen, welche vorne an ihrem Kleide herabbingen, lustig im Winde. Aber Minna tanzte ihrem lebhaften Wesen zufolge oft zu rasch und springend und verlor den Tact; er mußte sie dann fester fassen, um sie wieder in's Gleichmaß zu bringen. Dem Candidaten wollte sich die Bemerkung aufdrängen, man könne am Ende doch auch in dem Karpathenlande einen recht vergnügten Tag zubringen.

Die großen, breitschattigen Linden in der Nähe des Pfarrhofes überröhlten eine bunte, fast im Knäuel zusammengedrängte Menschenmasse. Hier ging es heute am lautesten im Dorfe zu; mächtige Blumensträuße auf den Hüten tanzten mit durchgeschwitzten Hemden die stattlichen Knechte, und mit erhigten, rothglühenden Gesichtern stützten sich die Mägde auf die kräftigen Schultern derselben. In weitem Umkreise hatten Trompete und Clarinette der Zigeunermusik alle Vögel von den Bäumen verschreckt, während man nur in nächster Nähe die Hölzlein des Cymbelschlägers vernahm. Nun nahte der Pfarrer mit seinen Gästen; eine Bank wurde geräumt und die Gesellschaft mit Ehrerbietung empfangen.

Wir erblickten den Candidaten wieder mit Minna unter den Tänzern; diesmal wollte es ihm scheinen, als drehten sich die alten Linden über ihm selber im Tanze mit.

„Das ist heute ein vergnügter Tag,“ bemerkte er.

„Der schönste Pfingsttag, den ich erlebt!“ entgegnete rasch das lustige Mädchen und lachte den Tänzer mit rothem Munde und strahlenden Augen an.

Auf einer Bank neben den Musikanten saß eine traurige und verbüfterte Gestalt. Alles hatte heute bei dem Tanze seine Pfingstfreude; aber mit dem plumpen Georg des Tobias mochte keine der Mägde gerne in den Reigen treten, denn er stolperte, wenn er tanzte, bei jedem Schritte. Die Pfarrersjungfer hatte ihm, weil er ihr zunächst saß, vor dem Tanze, den Strohhut hingeworfen; jetzt hüpfte sie vor ihn und forderte den Hut mit einem leichten Knize wieder zurück. In dem Knechte flammte es auf; er nahm des Mädchens Verbeugung für eine Aufforderung zum Tanze und schnell hatte er das freundliche Fräulein um die schlanken Hüften gefaßt und tanzte einen gemüthlichen „Steierischen“. Lachend entfernten sich alle Paare aus den Reihen — Georg tanzte ein ergößliches Solo; er nahm die Sache sehr ernst und suchte sich der ihm angediehenen Ehre würdig zu zeigen. Er bemerkte nicht, wie er durch das Stampfen seiner Füße sich mit seiner Tänzerin bereits in eine Staubwolke eingehüllt hatte; er bemerkte auch nicht, wie ihm allmählig der Hut vom Kopfe fiel und wie er mit einem seiner Füße in denselben hineintrat und ihn im Kreise herumschleifte — er tanzte, und so hatte er denn heute auch seine Pfingstfreude, der verschmähte und verhöhnte Sohn des Tobias.

## VIII. Kampf — Sehnsucht.

Wir hatten im Schulhose ein fröhliches und harmloses Treiben angetroffen; als aber gegen Abend viele der Anwesenden auseinanderzugehen sich anschickten, da schlug das Bild ländlich-sittlicher Gemüthlichkeit in seine Rehrseite um. Wir haben der Verstimmung erwähnt, welche unter den Schulmusikanten wegen des verbotenen Karten- und Regelspiels herrschte; es kam nun noch hinzu, daß man hierin den Schulmeister im Einverständnisse mit dem Pfarrer währte; überdieß hatte man den Tag über dem Weine fleißig zugesprochen, so daß es denn endlich am Steintische der Abjuvanten lebhaft herging. Ein gleichgültiges Gespräch gab Veranlassung zu allerlei Verwicklungen und Gegensätzen in den Ansichten. Bald nun zeigte es sich, wie viel Zündstoff in den Gemüthern steckte. Der Schulmeister sah sich endlich genöthigt, seine Autorität geltend zu machen und er mahnte energisch zur Ruhe.

„Sie haben uns hier eigentlich gar nichts zu befehlen; die Schule gehört uns, nicht Ihnen“, rief der Clarinettist und warf sein Instrument zur Seite.

Statt die Befinnung zu behalten, ließ sich der Schulmeister von dieser Herausforderung hinreißen; er war ohnehin schon so viel gestichelt und geneckt worden, daß er nur der Veranlassung bedurfte, um sich einmal von Herzen Luft zu machen. Er wurde krebsroth und schleuderte seinem Gegner einen „grober Flegel“ in's Gesicht; dieser hingegen wurde nun leichenblaß vor Wuth.

„Ho! ho! Sie hergelaufener Mensch, Sie!“ rief einer aus der Menge, die sich schnell herzugebrängt hatte; es war der Vater des Clarinettisten; der letztere war noch ein junger, unlängst verheiratheter Mann. „Wahrlich, so mir Gott Leben schenkt, Sie sollen mir keine Wurzel schlagen in dieser Schule, denn Sie geben den sich ja dahier, als ob wir nur dumme Dachsen wären!“

„Euch fehlt auch in der That nur noch der Jochstecken,“ rief hier der Hann, der nun auch herzugeeilt war. „Schämt Ihr Euch nicht einen Schulmeister so anzufahren?“

„Herr der Hann!“ erwiderte der Angeredete, „wenn Ihr denn wirklich ein so verdammt gescheidter Mensch seid, als ihr Euch einbildet, so werdet Ihr wissen, wer hier Recht und wer Unrecht hat. Wie kann der Rector meinen Sohn so gröblich beschimpfen? Mein Sohn ist ein Bürger und ein ordentlicher Wirth, gerade so wie Ihr; dieser Rector aber ist ein armseliger Schlucker, ein nackter Kerl.“

„Nehmt Euch in Acht, Nachbar!“ rief hier der Hornist, ein ebenfalls junger, dabei kräftiger und stämmiger Mann; „der Schulmeister geht gewiß und verklagt Euch beim Pfarrer; er bläst ihm ja Alles in die Ohren.“

Der Cantor war bisher ruhig auf seinem Stuhle gesessen, die mächtige Baßgeige, die er strich, zwischen die Füße geklemmt und den Streichbogen in der Rechten haltend. Der Wein hatte ihm Wuth gemacht, und wenn er gleich nichts sprach, so zuckte ihm doch der Bogen in der Hand, denn die beiden jungen Abjuvanten, die gegen den Schulmeister losfuhren, hatte er einst als kleine Jungen unter seinem Scepter gehabt und sie trugen damals manchen rothen und blauen Striemen herbster Pädagogik von ihm nach Hause, weil sie schon als Knaben wilde Hacken waren.

„Hört!“ rief der Hann; „wir haben einen Schulmeister, auf den wir stolz sein können; und wenn ich noch ein Lasterwort von Euch höre, so kommt Ihr in's Zuchthaus, so wahr ich hier stehe!“

Ein wildes, höhniſches Lachen unterbrach die Worte. „Na, das wollen wir doch ſehen!“ riefen Mehrere zugleich. Dem Hannen indeſſen gelang es, ſich für den Augenblick zu beherrſchen.

„Und was würden dieſe Scholaren erſt für tüchtige Leute ſein,“ rief gegen den Hannen gewendet der Horniſt, „wenn ſie Alles ſo verſtünden, wie das Entenrumpfen!“

Das Wort „Enten“ gab das Signal zum Kampfe. Hoch erhob der ſonſt ſo friedliche Cantor den Fiedelbogen und hieb, wie einſt Petrus, da er ſeinen Herrn beſchimpft ſah, den Läſterer über's Ohr, daß dieſer währte, es flügen ihm Feuerſfunken aus dem Schädel.

Nun regten ſich die Hände, nun brachen die Stühle; Becher und Flaſchen klirrten und zerſchellten; hie und da ſah man aus einer hoch geſchwungenen Faust ein ausgeriſſenes Haarbüſchel fliegen. Dem Hannen eilten die Borger zu Hilfe. Wer da ſchlug und geſchlagen wurde, konnte man nicht unterſcheiden, denn in einem dichten, zugeballten Knäuel balgten ſich die Kämpfer. Der Horniſt, dem ſein Ohr wie eine flammende Roſe am Kopfe hing, rief ſich wüthend durch das Handgemenge und drang auf den Cantor los; ſchnell hatte er ihm das Cello zwiſchen den Beinen herausgeriſſen; er faßte es oben am Halse und hob den gewaltigen Kumpf deſſelben hoch in die Luft zum vernichtenden Schlage; einen Augenblick ſahen die Männer auseinander; raſch ſchlüpfte der bedrohte Cantor unter den Tiſch und die Rieſengeige donnerte auf dem runden Steine und zerbrach in Splitter; aber den Hals der Geige ſchwang der Wüthende noch immer in der Faust.

Wie ein wilder Eber, den eine Koppel Hunde niedergeriſſen, ſich plötzlich wieder aufrafft und mit den vererblichen Hauern die Weller um ſich herum zu Boden wirft, ſo erhob ſich aus dem Knäuel Tobias, der einſt die Giebelmauer niedergestoßen und machte ſich Luſt mit den Armen. Er hatte ſich unter die Balger gemiſcht, um Ruhe zu ſtiften, war aber im erſten Anlaufe niedergeriſſen worden. Jetzt ſtand er frei da mit drohenden, ausgeſtreckten Armen.

Niemand wagte es fürder die Hand zu erheben, und der Streit legte ſich allgemach. Vom Schulmeiſter hing der ſchwarze Rock in Fetzen herab; Thränen der Scham und bald auch der Reue traten ihm in die Augen, denn er wurde ſich nun bewußt, daß er ſich nicht ſo benommen, wie es dem gebildeten Menſchen gegenüber der rohen Gewalt geziemt; hatte er doch auch wacker drein geſchlagen! Daß er jetzt nicht Rache ſchnob, ſondern in ſich ging, iſt ein Zug, den wir vor der Hand an ihm ehren wollen; er wird ihn aber ſpäter unter dem ſtetem Einfluße dieſer zügelloſen und wilden Umgebung leider wieder verwiſchen; wäre er eine ſolide, ſittliche und eine geiſtig geſunde Natur, dieſe Kämpfe würden aus ihm erſt den rechten Mann machen. — Der Clarinetiſt trug eine mächtige Beule am Kopfe, und das Hemd vorne an der Bruſt weit aufgeriſſen ſtand mit blutrieſelnder Naſe der Horniſt da. Am ärgſten aber war dennoch der arme Cantor mitgenommen worden.

Wohl dem, den ſein Beruf in freundlichere Lebensverhältniſſe hingestellt, und auf den dieſes Bild eine humorſtiſche Wirkung auszuüben vermag! Aber wir ſtellen dieſes Bild auch vor die Augen des künftigen Volkserziehers und er werde ſich bei Zeiten des Ernſtes und der Schwierigkeit ſeines Berufes bewußt!

„Es ist nicht mehr gut leben in unserem Dorfe,“ rief Tobias wieder, „aber Ihr sollt mich Allesammt Lügen strafen, wenn die Schuld nicht an unserer geistlichen und weltlichen Obrigkeit liegt. Schweigt nur, Schweigt, Herr der Hahn! — Ruhig, Herr Rector!“ wandte er sich zu beiden, als sie ihm widersprechen wollten. „Es wird sich schon zeigen, wo dies Unheil seine Quelle hat.“

„Sie sollen die Schule räumen, der Cantor und der Schulmeister, sonst jagen wir beide davon,“ hieß es.

„Das sollt Ihr wahrlich nicht nöthig haben, Ihr ungepfropften Wildlinge!“ entgegnete der Schulmeister heftig, indem seine Augen noch immer naß waren.

„Der Pfarrer thut auch nichts Gutes in unserem Dorfe, unter seinem Vorgänger sind solche Sachen nie vorgekommen,“ hieß es wieder.

„Schweigt hier vom Pfarrer!“ rief Tobias. „Das ist nicht der Ort, über ihn zu urtheilen und zu richten. Aber Ihr, Herr der Hahn, Ihr! Wenn ich Euch noch einmal mit dem Stocke dreinschlagen sehe, so wie Ihr hier auf mich mit den Borgern geschlagen habt, so sollt Ihr wahrhaftig das Schlagen für immer verlernen!“

Der Eindruck des Geschehenen war tief und nachhaltig und sollte nur das Vorspiel sein zu noch traurigeren Verwickelungen und Ausbrüchen.

So endigte der dritte Pfingsttag in der Dorfschule.

Auf dem Pfarrhose saß man indessen vergnügt bei dem Abendessen und ahnte nichts von den Vorfällen in der Schule.

Es war schon längst dunkel geworden, als sich der Candidat erhob, um den Rückweg anzutreten. Der Pfarrer lud ihn noch zu öfterem Besuche ein und versprach auch seinerseits, den Vater des Candidaten, den Herrn Amtsbruder „jenseits des Waldes,“ wie er ihn oft scherzhaft nannte, aufsuchen zu wollen.

Den Hut in der einen, den Thürgriff in der andern Hand und die Büchse an die Schulter gehangen, durchflog der Candidat noch einmal mit den Augen das Zimmer.

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ antwortete es im Dreiklänge; die Stimmen Paulinchens, Minna's und der guten Großmutter erklangen zugleich.

„Ei, ei!“ sprach die Alte, als der Candidat fort war, zu Minna; „jetzt sag, Du mir einmal, wie hast Du dich heute unterhalten?“

„Ich?“ frug die Angeredete verduzt, „ich — hm! ganz gut.“

„Der Garstige!“ rief jetzt Paulinchen entrüstet, „mit mir hat er nicht Einmal getanzt!“

Raum hundert Schritte vom Pfarrhose entfernt blieb der Candidat stehen und blickte zurück. Die Fenster der Capitelsstube waren erleuchtet und eines derselben geöffnet, er erkannte darin Minna's Gestalt in dunkeln Umrissen, jetzt verschwand sie. Durch die Stille des Abends vernahm er in scharfer Bestimmtheit die Töne des vollklingenden, herrlichen Pianos. Er hatte heute Minna auch von jener Sonate erzählt, die ihm so sehr gefiel, und die er sich im Kopfe nun leider nicht mehr recht zusammenbringen konnte. Jetzt vernahm er das prachtvolle Tonwerk, das mit auffallender Geläufigkeit gespielt und mit gutem Verständnisse vorgetragen wurde, wieder von Anfang bis zu Ende.

Zwei — drei gewaltige Accorde bildeten den Eingang, als pochte der Meister an die Menschenbrust, um vorerst alle Pforten der schlummernden Gefühle aufzuriegeln; dann sprach sie nach einigen kurzen, kühnen Sätzen das Thema aus, das zur unerschöpflichen Quelle wurde, aus dem die Töne hervorsprudelten, bald hüpfend und tanzend in leichten, anmuthigen Rhythmen, oder in silberhellen Tropfen melodisch niederfallend, dann wieder brausend und donnernd, ein stürzender Gießbach.

Hatte schon Minna's äußere Gestalt und ihr ungezwungenes, heiteres Wesen den Candidaten angezogen, so fühlte er jetzt, da er sie am Clavire gehört, auch eine gewisse geistige Verwandtschaft mit ihr. Dasselbe Tonstück, an dem er sich so oft bis in's Innerste erfreut hatte, mußte sie doch wohl mit demselben Interesse durchgeföhlt haben und sie konnte wohl ähnliche Empfindungen dabei gehabt haben, wie er, da sie es mit solchem Verständnisse vorzutragen wußte. Und dann, warum hatte sie gerade dieses Stück gewählt und es gerade jetzt gespielt? Sah das nicht einem schönen Gruze in die Ferne ähnlich? Was ihn aber am meisten erfreute, war die Wahrnehmung, daß er in diesem entlegenen Erdwinkel, wo er sich als einen in die Rede verschlagenen und mit seiner Kunstbegeisterung durchaus vereinsamten Menschen betrachtete, auf ein Mädchen getroffen, das ihm auch in letzterer Beziehung zu entsprechen schien.

(Fortsetzung folgt.)

### Jägerlust.

Wir Jäger zieh'n munter dem Walde nun zu,  
Und schmücken mit Zweigen den Hut,  
Es lassen uns Kummer und Sorge in Ruh'  
Wir Jäger sind lustiges Blut.  
Setzt Schmetter die Hörner so fröhlichen Grus  
In's grüne Revier da hinein,  
Es trachtet und schallet manch' trefflicher Schuß,  
Aus sicherem Rohre daren.

Der duftige Waldhauch erheitert den Sinn,  
Wir athmen nur Freude und Lust,  
Und pirschen durch Schluchten und Thäler dahin  
Des Kraftgeföhls freudig bewußt.  
Der Jäger folgt treu nach dem Zug der Natur,  
Die Alle zur Freiheit uns schuf,  
Wir gehen so stets auf der richtigen Spur  
Und üben den schönsten Beruf.

Wilh. Hausmann.

### Ein Abenteuer unter den Indianern in Guiana.

Das Tagebuch eines Reisenden in Südamerika entwirft ein sehr ungünstiges Bild von dem moralischen und physischen Zustande der Eingeborenen des nördlichen Theiles dieses Festlandes, und wir müssen befürchten, daß die

Berichte dieses Reisenden, der sich lange unter diesem uncivilisirten Volke aufhielt, nur zu wahr sind. In dem Abenteuer, das wir hier mittheilen wollen, spricht er hauptsächlich von den Autas, einem Stamme, der an den Ufern des Guouwa im französischen Guiana wohnt; aber er fügt auch zugleich hinzu, daß sich diese nur wenig von den andern Stämmen unterscheiden, welche die endlosen Wälder dieses Erdtheils bewohnen. Er hat diese Berichte in einer der elenden Hütten dieses Volkes niedergeschrieben, wo er sich wegen einer Verrenkung, die er auf einer wissenschaftlichen Wanderung sich zugezogen hatte, aufhalten mußte. „Ich vertrieb mir die Zeit mit Lesen,“ erzählt er, „oder suchte meine Gedanken von meiner Umgebung abzuwenden, um nicht das rohe Gelächter meiner dummen Wirths hören zu müssen, die träge in ihren Hängematten saßen, mich beständig ansahen und bei jeder Bewegung, die ich machte, in ein gellendes, abscheuliches Gelächter ausbrachen, das die Hütte erschütterte.“

Er beschreibt dieses Volk als faul und unwissend, und obgleich es einen fruchtbaren Landstrich bewohnt, der freiwillig mehr erzeugt, als diese Menschen brauchen, so leben sie doch so schlecht und dürftig, daß die kargliche Nahrung des ärmsten Bauers in Europa Luxus dagegen ist, und verhungern fast mitten im Ueberfluß. Man kann annehmen, daß sie 3 Tage schwelgen und 14 Tage hungern. Ihre Hütten sind oft so sehr mit Bananas angefüllt, daß der größte Theil davon Wurzeln schlägt, ehe sie verzehrt werden können, und dann haben diese Menschen für lange Zeit kaum etwas zu essen. Trotzdem sehnen sie sich nicht nach einer Veränderung ihres Zustandes; allerdings zeigen sie das Verlangen eines Kindes, jeden neuen Gegenstand, den sie sehen, zu besitzen, aber sobald sie ihn nicht mehr sehen, haben sie ihn auch vergessen, oder werfen ihn, wenn sie in Besitz desselben gelangt sind, bald bei Seite.

Eines Tages, während seines Aufenthaltes bei den Autas, sah unser Reisender ein Weib im kläglichsten Zustande. Das unglückliche Geschöpf hatte ihren Gatten auf's tiefste beleidigt, indem sie ihn verhindert hatte, einen Mann von demselben Stamme umzubringen. Er wollte ihn nämlich vergiften, aber das mitleidige Weib setzte das erwählte Opfer davon in Kenntniß. Dieser begab sich sogleich zum Gatten seiner Ketterin und verrieth sie an denselben. „Dies ist ein schönes Beispiel,“ sagt unser Reisender, „von der Dankbarkeit der Indianer.“ Die Folge war, daß die Unglückliche mit der größten Grausamkeit von ihrem Gatten behandelt wurde und sich genöthigt sah, zu fliehen. Einen Monat lang irrte sie umher, nährte sich von Waldbeeren und um nicht von wilden Thieren überfallen zu werden, schlief sie des Nachts auf den hohen Gerüsten, die von diesem Volke zum Trocknen der Fische gebaut werden. Niemand wagte, ihr Schutz anzubieten, aus Furcht, den Zorn ihres Gatten sich zuzuziehen, dessen Rachsucht wohl bekannt war. Jämmerlich ausgehungert, flehte sie nun unsern Reisenden um Schutz an, den er ihr aber in seiner verlassenen Lage unmöglich gewähren konnte. Die Unglückliche fand endlich ihren Tod durch ihren unmenschlichen Gatten.

Am nächsten Tage versammelten sich ungefähr 120 Personen dieses Stammes in der Nähe der Hütte unsers Reisenden, um ein Fest zu feiern. Am Tage schliefen sie, aber gegen Abend fingen sie an nach dem Tone ihrer rohen Instrumente zu tanzen, während sie in den Zwischenräumen unmaßig tranken. Am nächsten Morgen war die ganze Gesellschaft betrunken; Einige lagen krank auf dem Boden, Andere stöhnten oder schrieten, während sich ein

großer Theil in der Hütte unsers Reisenden eingefunden hatte. Sie erblickten in diesem thierischen Zustande das Gepäck desselben und zeigten großes Verlangen, es sich zuzueignen. Endlich machte der Kerl, der sein Weib ermordet hatte und einer der Kühnsten von dem Stamme war, den Versuch, es an sich zu bringen. „Zwei Flinten,“ fährt der Reisende fort, „hängen über mir, aber ich war so ganz von diesen Menschen umringt, daß es unmöglich war, von diesen Waffen oder von meinem Säbel Gebrauch zu machen. Ein Eingeborener, der mich lange als Diener begleitet hatte, lag zitternd in seiner Hängematte und rieth mir, keinen Widerstand zu leisten. Ich erhob mich in meiner Hängematte, zeigte ein kleines Pistol und machte es den Indianern mit lauter Stimme und deutlichen Geberden verständlich, daß ich sie tödten würde, wenn sie sich nicht entfernten. Einige wichen zurück, aber Einer, den man Huaracriou nannte, trat keck hervor und zerschnitt mit seinem Messer den Gurt, womit eines meiner Reisebündel zusammengeknüpft war. Ich drückte die Pistole auf ihn ab, aber die Davonlaufenden, die um mich gestanden hatten, brachten meine Hängematte so in Bewegung, daß ich fehlte. Alle Indianer traten sogleich zurück, nur Huaracriou nicht, der auf mich losstürzte und mich mit seinem Messer leicht verwundete. Meine letzte geladene Pistole sparend, ergriff ich meinen Dolch und versetzte dem Wüthenden zwei Stiche. Er fiel, und ich zitterte fast vor dem unmenschlichen Geheul, das die Indianer jetzt erhoben. Ich hielt mich für verloren, und eines meiner Gewehre ergreifend, war ich entschlossen, nicht ohne Rache zu sterben. Da ich im Besitze zweier Flinten, eines Pistols und eines Säbels war, würden Viele gefallen sein. Aber im nächsten Augenblicke hatten sich die Indianer entfernt und ich hörte nur noch ihr gräßliches Heulen. Nach Verlauf einer Stunde kamen zwei alte Männer zurück und fragten meinen Diener, ob ich sie und die Andern ihres Stammes zu tödten beabsichtigte. Ich erwiderte, daß ich den Indianern nie etwas zu Leide gethan hätte, aber daß ich mich vertheidigen würde, wenn sie mich angreifen oder berauben wollten. Hierauf sprachen sie heimlich miteinander und sogleich kehrten alle Uebrigen zurück. Sie verlangten jetzt, daß ich den Huaracriou vollends tödten sollte, der sich auf dem Boden in seinem Blute wälzte. Ich verweigerte dieses Verlangen, half ihn aber aufheben und seine Wunden verbinden. Die Halswunde war sehr gefährlich, aber ich glaube nicht, daß er daran stirbt, obschon es besser wäre, denn er wird nicht nur ein ewiger Feind von mir, sondern von allen Weisen sein. Die Indianer setzten nun ihre Trinkgelage fort, als ob nichts vorgefallen wäre, und obschon mir mein Diener rieth, den Stamm zu verlassen, so beschloß ich doch das Gegentheil, da ich überzeugt war, daß ein Beweis von Vertrauen nicht nur einen günstigen Eindruck auf diese Indianer, sondern auch auf andere Stämme machen würde, die ich später besuchen wollte. Und in der That, wäre ich ihnen nur einen Fuß breit gewichen oder hätte ich ihnen nur das geringste Geschenk gemacht, so wäre ich sicher beraubt und alsdann auch umgebracht worden, damit ich in Zukunft nicht hätte zurückkehren können, um mich zu rächen.“

Als die Trinkgelage vorüber waren, wurde der Verwundete fortgeschafft und unser Reisender hörte nichts mehr von ihm. „Wahrscheinlich aber,“ schließt er, „benutzten die Indianer die Gelegenheit, seine Wunden zu vergiften, um sich von dem gefürchteten Manne zu befreien.“